

## Ueber Walther von der Vogelweide.

Unter den Dichtern des 13ten Jahrhunderts nimmt Walther von der Vogelweide wegen seiner Vaterlandsliebe, wegen seines Zornes gegen die Feinde desselben und wegen seines tiefen Schmerzes über das Unglück, welches die hartnäckigen und erbitterten Kämpfe zwischen den Kaisern und den Päpsten über Deutschland brachten, ferner aber auch wegen seiner großen poetischen Begabung fast die erste Stelle ein. Hat doch aus diesen Gründen Simrock in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide es ausgesprochen, daß in dem Nibelungenliede und in den Gedichten desselben die Blüte der ersten klassischen Periode unserer Litteratur sich entfaltet habe. Und in der That, wenn im Nibelungenliede die deutsche Treue ihre würdigste Verherrlichung gefunden hat, so ist in den Gedichten Walther's die Innigkeit und Wahrheit mehr in die Augen springend als bei den meisten seiner Zeitgenossen. Keiner wußte, so wie er, dem Schmerze über Deutschlands damaliges Unglück Ausdruck zu geben, keiner hielt, so wie er, die Hoffnung auf bessere Zeiten aufrecht. Walther sah für Deutschland die Rettung in einem starken, weder von dem Papste noch von den Fürsten angegriffenen Kaisertum.

Obwohl er als Dichter und auch als Mensch hochgestellt werden muß, obwohl sich in neuerer Zeit die gelehrtesten und tüchtigsten Forscher mit der Erklärung seiner Gedichte und der Erforschung seiner Lebensverhältnisse viel und eingehend beschäftigten, ist es noch nicht gelungen, alle Gedichte richtig zu deuten und über die wichtigsten Punkte seines Lebens Klarheit zu erlangen. So wird denn über die Anzahl der Werke Walther's von der Vogelweide, über seinen Namen, seine Heimat und andere höchst wichtige Punkte noch immer von seinen Herausgebern und von den Kennern der mittelhochdeutschen Litteratur viel gestritten; gewichtige Gründe werden für die verschiedenen Ansichten angeführt, aber eine definitive Entscheidung wird noch immer gesucht.

In seiner ersten Ausgabe von Fridank's „Bescheidenheit“ hat nämlich Wilhelm Grimm, ange-regt durch seinen Bruder und durch eine Äußerung Eschenburg's, die Behauptung ausgesprochen, daß sich hinter dem Namen „Fridank“, der so viel als „Freidenker“ bedeute, ein Dichter verborgen halte, der derselbe sei, welcher den Namen „Walther von der Vogelweide“ angenommen habe. Er wird zu dieser Annahme geführt durch große, oft fast wörtliche Übereinstimmung beider, durch die völlige Gleichheit ihrer Lebensanschauungen und durch die auffallende Gleichheit der Sprache, der Reime und im Gebrauche des Versmaßes. Seine Gründe können, um das Maß dieser Arbeit nicht zu überschreiten, nur im kurzen Auszuge mitgeteilt werden; sie sind enthalten in der Vorrede zur ersten Auflage des Fridank, Göttingen 1834, ferner in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1849 und 1851 und in einem Nachtrage von 1852 und 1855, endlich im Zarncke'schen Centralblatte von 1857 und 1858.

Wilhelm Grimm sagt in den angeführten Abhandlungen: „Der Name, den unser Dichter Fridank sich beilegt, wird von W. Wackernagel im Glossar zu seinem Lesebuche durch „Freidenker“ übersetzt, gewiß richtig, wenn man von dem Nebenbegriff absieht, der diesem Ausdruck gegenwärtig anhängt, jener Zeit aber fremd war. Damals wird Niemand über die Bedeutung des gewählten, auf den In-

halt des Gedichts bezüglich des Namens im Zweifel gewesen sein, so wenig, als Jemand in „Frauenlob“, in dem „Unverzagten“ oder in dem „Freudeleren“ (Haupt's Zeitschrift V. 243, VII. 530) und anderen, den eigentlichen Namen des Dichters sah. Noch mehr, da es kein Geschlecht gab, das von der Vogelweide hieß, so mag auch Walthar einen dichterischen Namen angenommen haben.“ Dann beruft sich Grimm darauf, daß Walthar sich einmal in der dritten Person anredet, nämlich in der Strophe:

119,11. \*) Hæra Walthar, wiez mir stât,  
mîn trâtgeselle (lieber Freund) von der Vogelweide . . . . ,

welche Worte aber jetzt von allen Herausgebern unter dem Widerspruche Grimm's wohl mit Recht Walthar abgesprochen und auch bei Lachmann zu den minder gut überlieferten gezählt werden.

Freidank, als ein Eigennamen, fährt Grimm fort, kommt erst im 14ten Jahrhundert vor, veranlaßt durch das große Ansehen des Gedichts, ebenso wie ein „Walthar der Vogelweide von Veltheim“ erst in einer Urkunde von 1349 vorkommt.

Freidank sei seinen Zeitgenossen nur unter dem angenommenen Namen bekannt gewesen, behauptet Grimm weiter, und habe selbst den Grund angedeutet, weswegen er unbekannt bleiben wollte, in den Zeilen: (74,23 – 75,1 bei Grimm) seit ich die wârheit zaller zit

so fund ich manegen widerstrit,  
darumbe muoz ich dicke gedagen. \*\*)  
man mac ze vil der wârheit sagen  
und seit ich halbes daz ich weiz,  
so mueszte ich bûwen fremedn kreiz. \*\*\*)

Die Grabchrift in Treviso, die Pfeiffer (zur deutschen Litteraturgeschichte drei Abhandlungen) als die des Dichters der „Bescheidenheit“ erwiesen zu haben glaubte, und die Grimm in Haupt's Zeitschrift I. 30 – 31. anführt und bespricht, wird aus sprachlichen Gründen (weil Verse ohne Senkung um 1240 noch nicht vorkommen, und weil sie nicht in der Kirchensprache — der lateinischen — abgefaßt ist) in eine viel spätere Zeit, in das 15te Jahrhundert verwiesen. †)

\*) Die Zahlen weisen auf die Ausgabe Lachmann's: die erste bezeichnet die Seite, die zweite die Zeile, in welcher, oder von welcher an die angeführten Worte zu finden sind.

\*\*) im Verborgenen bleiben. \*\*\*) das Land räumen.

†) Die erwähnte Inschrift lautet a. a. D.:

Hye leit Freidanck  
gar on all sein danck  
der alweg sprach und nie sanck.

Œhedel, der sie in Treviso durch seinen Begleiter Pflüger abschreiben ließ, erzählt a. a. D.: „Fridancum mercatores ob sua lepida dicta ad urbem Venetorum vocarunt et eum in urbe Patavina mortem obiisse referabant. . . Tandem in muro primariae ecclesiae ab extra eius imaginem depictam reperimus, et eius epigramma telis araneorum . . . plene mundatum talem scripturam literis ac sermone theotonicis exaratum perspeximus.“

Also ein Freidank starb in dem Gebiete von Padua, das um die Zeit, in welcher die Inschrift abgeschrieben wurde, nach Grimm's Bemerkung schon der Republik Venedig einverleibt war, aber welcher Freidank? An den Dichter der „Bescheidenheit“ zu denken, zwingt unmittelbar nichts. Vielmehr steht der Behauptung Grimm's, daß im Anfange des 15ten Jahrhunderts ein lustiger und scherzhafter Mann, dessen Wis und Scharffinn bekannt war, von den deutschen Kaufleuten in Venetien nach Italien eingeladen ward, und der den Namen Freidank erhielt oder selbst annahm, entweder, weil er an sich bezeichnend war, oder weil man ihn mit dem wirklichen Freidank, dessen Sprüche in damaliger Zeit bekannt genug waren, vergleichen wollte, — nichts Wesentliches im Wege. Bei dieser Annahme sollen auch die Worte: der alweg sprach und nie sanck, sehr gut dazu passen, daß der Verstorbene kein Sänger, sondern ein Erzähler gewesen sei. Zu alledem sei im 13ten Jahrhundert ein Gegensatz zwischen sprechen und singen, wie es hier gemacht werde, nicht nachzuweisen.



Dann widerlegt Grimm den Einwand, daß Freidank bürgerlicher und Walther adelicher Abkunft sei, dadurch, daß die jüngeren Zeitgenossen beiden den Titel meister oder her in gleicher Weise beilegen, später begegne gar ein doctor Freidank.

Aus dem Umstande ferner, daß Freidank in der Bearbeitung der Klage angeführt wird, und daraus, daß mehr als zwanzig Stellen aufs lebhafteste an Hartmann v. Aue erinnern, folgert Grimm, daß Freidank schon im Beginn des 13ten Jahrhunderts sich dichterisch thätig zeigte und auch bekannt war. Hierin stimmt ihm Wackernagel nicht zu, obwohl er sich in seiner Literaturgeschichte an mehreren Stellen für überzeugt erklärt. \*)

Wackernagel meint nämlich, Walther von der Vogelweide habe die „Bescheidenheit“ in Syrien gedichtet. Der einzige Einwand, den Grimm als wichtig anerkennt, nämlich der von der gleich in die Augen fallenden Verschiedenheit beider Gedichte, wird entkräftet durch den natürlichen Abstand zwischen kunstreichen Liedern, die zum Gesang bestimmt sind, und einem die Gegenwart ernst und hart angreifenden, großentheils aus Sprichwörtern zusammengesetzten, in einfachen Reimpaaren abgefaßten Werke, das gelesen ward. Walther's Gedichte umfaßten 5000 Verse, Freidank's Werk 4000 Zeilen, auf einem solchen Felde könnten Sprachverschiedenheiten genug aufwachsen, das sei nicht der Fall. Dann aber sei die Übereinstimmung in den Sprachformen Walther's und Freidank's, wie merkwürdig und wichtig an sich, nicht einmal die Hauptsache, sondern der Einklang in politischen Ansichten (bei Freidank vorzüglich in den Stücken „Von Röme“ und „Von Akers“ enthalten), die nur in Liedern sich tiefer und schärfer aussprechen konnten; ferner der Einklang in Bildern, Wendungen und Redensarten, die sich bei einem Einzelnen festzusetzen pflegten, und die ein Anderer ohne mühsame Anstrengung nicht ablernen könne. Einige der vielen Beispiele Grimm's mögen genügen. Gleiche Ausdrücke sind: valsch slahen, geliche hellen, ein nôt vor aller nôt, vingerzeigen, beschonen, ebene tragen, reise varn. Beide sagen ferner: unwip (W. 49,3, F. 101,18); so wie nach Rudolf v. Orlens, Frauenlaub und Ulrich v. Lichtenstein: unvipheit und unwiplich. Beide Dichter gebrauchen endlich in entscheidenden Fällen von gän und stän nur die a-Form. \*\*)

Weniger wahrscheinlich ist die nebensächliche Vermuthung Grimm's, daß dieses Grabmal der Volks- sage seine Entstehung verdanke oder dem wohlgemeinten Einfalle eines deutschen Malers, welcher sich erinnerte, daß Freidank in Italien gewesen sei. Der Vergleich mit dem Grabmal Gulespiegels, dessen Existenz nicht erwiesen ist, hat viel Anziehendes, aber nur wenig Überzeugendes.

\*) Pag. 232 sagt Wackernagel geradezu: „Fast nirgends aber, weder in diesen politischen Sprüchen, noch wo sonst gelehrt wird, verläßt die Lehre den Bereich der Lyrik: ein um so höheres Lob, da Walther zugleich Lehrdichter in untrübsamer Form, da er unter dem Namen Freidank Verfasser einer großen Spruchsammlung der „Bescheidenheit“ gewesen ist.“ Und pag. 279: „Die Krone aber aller weltlichen und überhaupt aller Sittenlehre und Lehrdichtung des mittelhochdeutschen Zeitraumes ist die „Bescheidenheit“, ein Gedicht, das Niemand geringer als Walther von der Vogelweide unter dem angenommenen Namen Freidanc verfaßt . . . , dem er alles das übergeben hat, was sich in Formen der Lyrik nicht so mit bloßer „bescheidenheit“ verständig und für den Verstand vertragen ließ.“ (Ausgabe V.)

\*\*) Auffallend ist die Ähnlichkeit des Ausdrucks in den Zeilen:

W. 31,2. Gewissen friunt, versuohtiu swert,  
sol man ze nœten sehen.

F. 95,18. Gewisse friunt versuohtiu swert,  
sint ze nœten goldes wert.

W. 21,34. der vater bi dem kinde untriuwe vindet,

F. 46,5,6. sit beide vater unde kint  
einander ungetriuwe sint.

Gewählt wurden gerade diese Zeilen, weil in ihnen derselbe Gedanke mit merkwürdiger Ähnlichkeit ausgesprochen ist, während er sehr leicht in ganz anderen Worten hätte Ausdruck finden können.

Die Sprache sei in beiden Denkmälern rein oberdeutsch, wird weiter entwickelt; Walther und Freidank beobachteten dieselben metrischen Gesetze, was sich darin zeige, daß sich kein Reim bei dem einen finde, der nicht auch beim andern nachgewiesen werden könne, und was sich endlich auch in der gleichen Behandlung der verschiedenartigen *e*, der Endung *lih* und der Conjunction *unt fund thue*.

Gegen Grimm ist nun unter vielen anderen auch Th. v. Karajan aufgetreten und zwar in einer Abhandlung, welche betitelt ist: „Über zwei Gedichte Walther's von der Vogelweide“, in welcher er zu beweisen versucht, daß Walther durch Alter und Körperschwäche verhindert gewesen sei, den Kreuzzug von 1228 mitzumachen. Karajan folgert so: Walther sagt in einem 1227 verfaßten Gedichte 66,21: *Ir reinen wip, ir werden man*: „schon mehr als vierzig Jahre habe ich gesungen“, und muß, als er dieses sang, wenigstens 60 Jahre alt gewesen sein, da er mit dem 20sten Jahre angefangen hat zu dichten. Darauf erwidert Grimm, daß es nicht ausgemacht sei, daß Walther erst im 20sten Jahre angefangen habe zu dichten, im Gegentheil sei es bei seiner ausgezeichneten Begabung wahrscheinlich, daß er früher begonnen habe. Dann aber sei in dem Gedichte — und das sei die Hauptsache — keine Andeutung der Schwäche und Gebrechlichkeit enthalten, denn die Worte:

Lät mich an eime stabe gän  
und werben umbe werdekeit  
mit unverzagetere arbeit,  
als ich von kinde habe getän. . . .

bedeuteten: Laßt mich den Pilgerstab ergreifen, und nicht wie Karajan meine: gebt mir den Stab des Alters in die Hand. Ferner aber werde sich Grimm nie davon überzeugen können, daß Walther das Lied 14,39: *Allerörst lebe ich mir werde*, nicht im heiligen Lande gedichtet habe; des heiligen Grabes werde nicht erwähnt, und Jerusalem werde nicht gefeiert, weil der Dichter — vielleicht weil er nicht mitkämpfte — überhaupt nicht weiter als bis nach Acon gekommen sei.

Diese Gründe haben Wacker nagel und Kurz überzeugt, letzterer führt sie noch schärfer durch und versucht zu erweisen, daß der gemeinschaftliche Verfasser der Lieder und Sprüche und der „Bescheidenheit“ ein Züricher Bürger gewesen sei, geht jedoch darin vielleicht zu weit, indem er für die schweizerische Abkunft Freidank's die Erwähnung des Fisches Albel, der nur im Züricher See vorkomme — denn an den Albel, welcher sich im Rhein bei Köln finde, dürfe der Sprache des Gedichts halber nicht gedacht werden — anführt. Dann sei der Geist des Gedichts, fährt Kurz (Geschichte der deutschen Litteratur I. p. 148, Aufl. VI.) fort, ein so bürgerlicher, so entschieden volksmäßiger, . . . daß die Abfassung des Gedichts durch einen Dichter ritterlichen Standes kaum möglich erscheine; dieser Ernst der Gesinnung, diese so fromme und doch so freisinnige Welt- und Lebensanschauung stehe mit der spielenden und phantastischen Weise der adelichen Dichter in zu grellem Widerspruche, als daß man einen solchen für den Verfasser des Gedichts halten könnte. Die Begründung seiner Ansichten über Walther von der Vogelweide's Lebensverhältnisse, namentlich aber die Gründe für dessen Abstammung aus Zürich hat Kurz a. a. O. p. 54 an einem anderen, dem Verfasser nicht zugänglichen Orte gegeben.

Sachmann äußert sich in einer Anmerkung zu p. 14,38 dahin: Daß Freidank's Gedicht nichts von einer trüben Sehnsucht habe und überhaupt nichts Lyrisches, auch nicht ganz Walther's Strenge in der politischen Gesinnung und in der sittlichen, mache ihm W. Grimm's Meinung, Freidank sei Walther, unwahrscheinlich, indem er beide Gedichte lese: er zweifle aber wieder, indem er in Grimm's seiner Beweisführung die Menge des Treffenden betrachte. Aber Sachmann hat Grimm's letzte Abhandlung nicht mehr gelesen und hätte darin gerade seine Zweifel beseitigt finden können, weil Grimm das für ihn Anstößige aus der verschiedenen Absicht des Verfassers erklärt; jedoch ist es zweifelhaft oder vielmehr unwahrscheinlich, daß Walther bei der Abfassung der „Bescheidenheit“ sich verborgen gehalten haben sollte, da er noch kurz vorher mit großem Muthe aufgetreten war. Wenn nun auch die Meinungen sich immer mehr dahin neigen, daß die „Bescheidenheit“ von Walther verfaßt



sei, so wird doch v. d. Hagen's Meinung, daß Walther auch der Dichter des Nibelungenliedes sei, sich wohl nicht erweisen lassen.

Wenn nun auch somit dem Dichter fast noch einmal so viel Zeilen zugesprochen werden könnten als schon jetzt unter seinem Namen vorhanden sind, so sollen hier doch nur einige von denjenigen Gedichten erörtert werden, die der Walther allgemein zugeschriebenen Anzahl entnommen sind; zuvor ist es jedoch nöthig, einen Blick auf die Lebensverhältnisse des Dichters zu werfen.

Über die Heimat Walther's wird sich schwerlich etwas ganz Zuverlässiges feststellen lassen: seine Sprache — die schwäbische des Hofes der Hohenstaufen — giebt keinen Anhaltspunkt dafür; denn den Reim verwarren, pfarren, welchen man aus dem österreichischen Dialecte erklärt, hat Wilhelm Grimm bei Hug v. Langenstein, der im Breisgau zu Hause war, gefunden. Wenn auch Walther in Würzburg begraben liegt, so folgt für seine fränkische Heimat daraus noch nicht viel; eben so wenig ergeben die Gründe Pfeiffer's, der ihn zu einem Tiroler zu machen geneigt ist, weil eine Urkunde etwa aus Walther's Zeit einen jetzt allerdings verschwundenen Ort „Vogelweide“ im Wippthale, in der Nähe von Gossensaß, an der Südseite des Brenners, erwähne, weil Walther's Gedicht mit denen Leutolt's v. Seven, der unzweifelhaft ein Tiroler sei, und denen anderer Tiroler in den Handschriften stets vereinigt seien; weil endlich bei dieser Annahme es sich erkläre, bei welcher Gelegenheit der Dichter sein Heimatsland wiedergesehen und dann das herrliche Lied 124,1: *Owe war sint verschwunden alliu miniu jar!* gebichtet habe, — als er im Juni 1228 mit dem Kaiser im Kreuzheere den Brenner überschritt.

Es sind nämlich schon mehrere „Vogelweide“ nachgewiesen worden; die Zusammenstellung der Dichter kann Zufall sein, und das angezogene Lied deutet auf keine bestimmte Gegend.

Eben so wenig wissen wir über das Geburtsjahr des Dichters: wahrscheinlich ist es nur, daß er zwischen 1160 — 1170 geboren wurde.

Sicher ist aber, daß Walther seine dichterische und höfische Erziehung am österreichischen Hofe empfing, denn er selbst sagt 32,14: *zo Osterriche lern ich singen unde sagen*. Dieses Land hat also die Ehre, dieses dichterische Genie, wenn auch vielleicht nicht hervorgebracht, so doch gezeitigt und gefördert zu haben; sein Lehrer war hier in der Dichtkunst gewiß Reinmar der Alte, den Walther besonders verehrte. Ob er hier seinen jüngeren Zeitgenossen, den Dichter des „Frauendienstes“ und des „Frauenbuches“, Ulrich v. Vichtenstein kennen gelernt habe oder nicht, läßt sich nicht entscheiden.

Eine gelehrte Bildung scheint Walther nicht genossen zu haben, wenigstens findet sich keine Spur davon in seinen Werken, auch war sie für den Ritterdienst und die Minnedichtung nicht nöthig, wie Ulrich v. Vichtenstein zeigt, der etwa 60 verschiedene Lieder dichtete und außerdem sein abenteuerndes Leben in ungefähr zehntausend Versen beschrieb, ohne selbst schreiben und lesen zu können; so wie es auch von Wolfram v. Eschenbach, dem Dichter des „Parzival“ feststeht, daß er dieser elementaren Kenntnisse entbehrte. Auf der andern Seite ist Hartmann v. Aue stolz darauf, daß er lesen und schreiben kann, denn er erzählt es ausdrücklich. Die Dichter dictirten nämlich ihre Gedichte an die „Fahrenden“, und diese verbreiteten ihre Poesien, oder die Frauen schrieben die an sie gerichteten Dichtungen auf, sie konnten es in der Regel.

Daß Walther ritterlichen Standes war, folgt daraus, daß ihm die meisten Zeitgenossen, namentlich aber auch die Standesgenossen das Prädikat *her* zukommen lassen; daß er aber von adlicher Geburt war, folgt daraus nicht. Am meisten endlich würde man darin irren, daß der Adel durch die Präposition „von“ angedeutet würde; das zeigen deutlich die Namen Konrad von Wuerzburg, Gottfried von Straszburg, Hugo von Trimberg.

Walther lebte im Wien seiner Kunst und erfreute sich der Huld seines Gönners, des Herzogs Friedrich. Aus diesem ruhigen Leben schreckten ihn zwei Ereignisse auf. Am 28. September 1197 starb Kaiser Heinrich VI. unerwartet und in der Blüte der Jahre; mit ihm wurden nicht nur die

wichtigsten und größten Entwürfe, nein auch die Ruhe und der Friede, Deutschlands glücklichste Zeit, zu Grabe getragen. Aber nur kurze Zeit nach diesem Unglücksfalle ereilte in Palästina der Tod auch den Herzog Friedrich, und so wurde Walthers seines Gönners beraubt. Diese Ereignisse mögen wohl Walthers Augen auf den Zustand des Reiches gerichtet haben, und er trat hinaus ins politische Leben: er forderte die Wahl Philipps von Schwaben, während die große Partei, welche sich an den Erzbischof von Köln angeschlossen, Otto IV. schon gewählt hatte, und der Bürgerkrieg schon ausgebrochen war. Seit dieser Zeit bediente er sich der Spruchform, d. h. kurzer einstroppiger Lieder. Einige dieser Sprüche, wie:

Ich saz uf eime steine, . . . .

Ich sach mit minen augen, . . . .

und: Ich hörte ein wazzzer diezen, . . . .

zeichnen sich durch die einfache, kühne und gewandte Sprache aus und sind auch deswegen bekannter geworden als viele andere. Diese drei gehören offenbar in ganz dieselbe Zeit, in das Jahr 1198. Walthers hatte den Hof von Wien verlassen, um sich eine neue Zufluchtsstätte zu suchen; er schloß sich bald an Philipp an, allein dieser hatte gerade in den ersten Jahren viele Kriege zu führen, so auch in Thüringen; so kam der Dichter auf kurze Zeit nach Eisenach, — es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich die Blüte auch der ersten klassischen Periode unserer Litteratur an den thüringer Hof anschließt, — um jedoch noch im Jahre 1200 an dem großen Feste, der Schwertleite Leopolds, Theil zu nehmen, vielleicht auch in der Hoffnung, wieder in Wien Aufnahme zu finden. Er hielt sich wohl wiederum einige Zeit in Wien auf, jedoch konnte oder wollte ihm Leopold VII. nicht eine dauernde Stätte gewähren, und so ging Walthers wieder nach Thüringen und von hier nach Meißen.

Während dieser Zeit wurde der von Walthers verehrte, von ihm geförderte und endlich zum Kaiser von Deutschland erhobene Philipp von Schwaben durch die Hand Otto's von Wittelsbach ermordet, und so bald darauf Otto IV. Kaiser. Ob sich Walthers an seinem Hofe aufhielt oder nicht, ist nicht zu erweisen, jedesfalls dichtete er in seinem Interesse die Sprüche, welche, gegen die Übergriffe des Papstes Innocenz III. gerichtet, in ihrer Schärfe alles bisher von Walthers Gedichtete übertreffen, und die auch von gewaltigem Einflusse gewesen sind. Obwohl er sie gegen den „Pfaffenkönig“ Friedrich II. dichtete, so schloß er sich doch schon kurze Zeit darauf an den Hohenstaufen an, vielleicht zurückgestoßen durch Otto's Geiz und Schroffheit; denn die Strophe 26,23: Ich hân hân Otton trüwe, er welle mich noch rîchen! . . . ist so scharf gegen Otto IV. gerichtet und spricht so deutlich die Mißstimmung, welche die vergebens erwartete Belohnung erzeugte, aus, daß über ihre Absicht kein Zweifel sein kann, zumal da beide Nebenbuhler (Friedrich II. und Otto IV.) in Bezug auf ihre Freigebigkeiten mit einander verglichen werden. Walthers erhielt von Friedrich eine kleine Belohnung und dichtete in seinem Interesse mancherlei. Aber wohl noch mehrere Jahre mußte der Dichter an den Höfen von Kärnten und Osterreich, — hier war er sicher 1219, als Leopold aus Palästina zurückkehrte, — und beim Patriarchen von Aquileja verweilen, bis er endlich von Friedrich II. mit einem Lehen bedacht und so der oft bitteren Armut entzogen wurde. Denn der arme Dichter war schon mit geringen Geschenken zufriedengestellt, wie wohl daraus klar wird, daß er sagt: „getragene Kleider nahm ich nie“, und: „nun fühle ich nicht mehr den Hornung (Gebur) an den Lehen.“ Wie dringend und flehentlich bat er nicht in dem Gedichte 28,1: Von Rôme vogt, von Pülle künec . . . . Er sagt: „Vogt von Rom, König von Apulien (Friedrich II. ist gemeint), laßt euch das erbarmen, daß man mich bei reicher Kunst so arm sein läßt, gerne wollte ich, möchts sein, bei eigenem Feuer mich erwärmen. Ach, wie ich dann sänge von den Vögeln, von der Heide und von den Blumen, wie ich ehemals sang. Welche schöne Frau mir dann ihr „Habe Dank!“ gäbe, der ließ' ich Rosen und Lilien auf der Wange blühen. Komme ich spät und reite ich früh, dann heißt es: „Gast, weh' dir, Gast!“ während der Wirth von grünem Klee singen kann. Die Noth bedenkt, milder König, daß eure Noth zergeh'!“ Diese Zeilen sind auch deswegen gewählt, weil sie im Wesentlichen den Umfang der Minnepoesie Walthers angeben: er singt von der grünen Heide, den kleinen Vögelein und vor allem das Lob schöner Frauen.



Auf diesem Leben dichtete Walthar wiederum mehrere sehr schöne Lieder und Sprüche, durch die er sich in der Gunst seines kaiserlichen Herrn und seines Freundes befestigte. Wahrscheinlich wurde er vom Bischof Engelbert von Cöln († 1225) mit zur Erziehung des jungen Sohnes Friedrich's II., des jungen Heinrich VII., berufen, der später gegen seinen eigenen Vater sich empörte. Von diesem Leben aus forderte Walthar zum Kreuzzuge auf. Daß er selbst daran theilnehmen konnte und daran wirklich theilnahm, hat W. Grimm sehr wahrscheinlich gemacht. Wann Walthar starb, wird sich schwerlich jemals völlig erweisen lassen.

Zu Würzburg befindet sich sein Grabmal, und wie die um die Mitte des 14ten Jahrhunderts abgefaßte Handschrift erzählt, war er im Grasshofe des neuen Münsters zu Würzburg unter einer Linde begraben worden. Walthar soll in seinem Testamente verordnet haben, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Wasser gebe; zu diesem Zwecke habe er in den Stein vier Löcher machen lassen. Das Capitel aber soll dieses Vermächtniß in Semmeln verwandelt haben, welche die Chorherren an Walthar's Jahrestage verzehrten. Das Grabmal selbst ist nicht mehr vorhanden, dagegen hat man vorläufig einen Denkstein errichtet, — denn für ein größeres Denkmal sind die Sammlungen noch im Gange, — und auf diesem die alte, handschriftlich erhaltene Inschrift erneuert. Sie lautet:

Pascua qui volocrum vivus, Walthere, fuisti,  
qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti!  
ergo quod aureolam probitas tua possit habere,  
qui legit, hic dicat: »Deus istius miserere!«

Walthar ist also unter der Regierung Friedrich Barbarossa's geboren und unter der Heinrich's VI. herangereift. Die Blüthe seiner Jahre fällt unter die Regierung von Philipp von Schwaben und von Otto IV., sein reifes Mannesalter und seinen Tod müssen wir in die Zeit Friedrich's II. setzen. Diesen Kaisern standen während der Lebzeiten Walthar's eben so bedeutende Päpste, wie Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX. gegenüber. Walthar lebte in einer Zeit, in welcher die gewaltigsten Ereignisse sich zutrugen, in welcher die Idee der Befreiung des heiligen Landes alle Gemüther beherrschte, und außerdem die gewaltigen Kämpfe der Hohenstaufen gegen das Papstthum und die sich auflehenden Städte und Fürsten alle Gemüther erregten. In die kurze Spanne Zeit eines Menschenalters fällt eine Blüthezeit der deutschen Litteratur: mit der Macht der Hohenstaufen entwickelt sich die Knospe zur Blüthe, und mit ihrem Untergange stirbt auch sie ab, um, wie das Ritterthum und die Bildung der Geistlichen zu verfallen. Nur in den Städten konnte sich noch ein Abglanz des früher hell strahlenden Lichts erhalten.

Wenn auch, wie im ganzen Ritterwesen, so auch in der Poesie dieser Zeit viel Fremdes enthalten sein mag, wenn auch bei den Minnesängern nicht nur die Form, sondern auch der Inhalt größtentheils von auswärts einwanderte, so blieb doch auch bei Walthar genug des echt deutschen Gefühls. Gerade die Lieder, welche sich nicht in den conventionellen Formen des Minnedienstes bewegen, sind die verständlichsten, und sie gehören, wie einige urtheilen, zu dem Schönsten, was überhaupt in der deutschen Litteratur existirt. Die Minnelieder sind wie die anderer Dichter dieser Zeit nicht diejenigen Werke Walthar's, die unseren Gefühlen entsprechen, wie ja überhaupt der Minnedienst, wie ihn Ulrich v. Lichtenstein darstellt, nicht nur etwas Unwahres, sondern sogar Verwerfliches ist.

Denn dieses Sichhingeben an eine fremde, durch ihre Stellung unerreichbare Frau ist bei Männern, die wie Ulrich v. Lichtenstein verheiratet sind, etwas unseren jetzigen Sitten und Anschauungen schroff Widersprechendes; ganz abgesehen muß dabei noch werden von den Spuren grober Sinnlichkeit, die sich zuweilen zeigen. So ist es erklärlich, daß die Poesieen der Minnesänger lange Zeit unbeachtet liegen blieben, weil sich nicht viele fanden, welche die Spreu von dem Weizen zu sondern Lust und Fähigkeit besaßen. Walthar's Minnelieder sind oft in der Kunst vollendet und tragen nur selten den Stempel des Gemachten und Erfindeten; am wenigsten ist dieses letztere der Fall bei den an ein Mädchen niederen Standes gerichteten Gedichten; fast alle Gedichte Walthar's sind von Sinnlichkeit frei. Wer aber seine

Auserwählten waren, ist nicht zu enträthseln, da die Sitte es verbot, den Namen der Geliebten zu nennen oder auch nur anzudeuten.

An dieser Stelle sollen jedoch nur die Gedichte Walthers betrachtet werden, welche sich auf das Vaterland, die Kämpfe der Kaiser mit den Päpsten und auf des Dichters eigene Person beziehen. Hierin zeigt sich für uns seine wahre Größe; allerdings müssen wir uns hüten, ihn besser zu beurtheilen, als seine Zeitgenossen waren.

Walthers ist tief durchdrungen davon, daß es für die Welt wichtig sei, daß Deutschland die entscheidende Stimme in Europa führe:

85,25. Ich sach hie vor etesvenne \*) den tac,  
daz unser lop was gemein allen zungen.  
swâ uns dehein \*\*) lant iender \*\*\*) nâhe lac,  
daz gerte suone oder ez was betwungen.  
richer got, wie wir nâch êren dô rungen!

Auf der andern Seite ist er nicht nur ein frommer Christ, sondern auch ein strenger Anhänger der katholischen Kirche, und doch spricht er sich so scharf gegen die Verweltlichung der Geistlichkeit, gegen ihre Verleugung der Kirchenzucht und der Sitte, vor allem aber gegen die Eingriffe der Päpste in die Angelegenheiten Deutschlands aus, wie nur jetzt wenige, und das that er in einer Zeit, in welcher die Keker in Osterreich von Leopold VII. gefotten und in Frankreich die Albigenfer auf's grausamste verfolgt wurden. Es finden sich unter den Gedichten Walthers zwei Gebete, die so eigenthümlicher Natur sind, daß sie, wie alle zu besprechenden Strophen, dem genauen Inhalte nach wiedergegeben werden mögen:

24,18. „Gott, mit Deinem Segen möge ich heute aufstehen und in Deiner Hut geben, wohin ich immer komme! Christus, laß an mir sichtbar werden die große Kraft Deiner Güte! Pflege meiner zur Ehre Deiner Mutter, wie Deiner der heilige Engel pflegte als Du, junger Mensch und alter Gott, vor dem Kinde und dem Kinde in der Krippe lagst, und Josepb ihrer und Deiner pflegte.“ Ferner:

26,3. „Hochgelobter Gott, wie selten ich Dich preise! Obwohl ich von Dir habe Wort und Weise! Weh, wie wage ich es so zu freveln unter Deinem Stabe? Ich thue nicht die rechten Werke und habe die wahre Liebe weder zu meinen Mitchristen noch zu Dir. Ich liebe Niemand so wie mich. Gott, Vater und Sohn, Dein Geist möge meinen Sinn erleuchten, wie sollte ich ohne Deine Hülfe dazu im Stande sein, den zu lieben, der mir Böses thut, und nicht nur den, der mich liebt. Gott, vergieb mir meine Sünden, so werde ich den Ruth behalten!“

Daß er aber das Streben der Kirche nach weltlicher Macht verurtheilte und daraus den üblen Zustand der Kirche ableitete, das zeigen folgende im Dienste Friedrich's II. gedichtete Worte:

10,25. „Sollte ich den Pfaffen †) ratthen nach meinem Gewissen, so spräche ihre Hand zu dem Armen: Sieh', das ist dein! Ihre Zunge würde singen, und ihre Verführungskunst ließe jedem das Seine, und sie gedächten auch daran, daß sie früher Almospender waren. Da gab ihnen zuerst König Constantin Antheil an den weltlichen Gütern. Hätte er gewußt, was davon künftig Ubeles entstehen würde, so hätte er des Reiches Unglück verhindert. Aber damals waren sie keusch und frei von Übermuth.“

Im Jahre 1210 war Otto IV. in Apulien eingebrochen und dafür mit seinen Anhängern vom Papste Innocenz gebannt worden. Auf diesen Bann erwidert Walthers:

11,6. „Herr Papst, ich mag wohl vom Unheil (eurem Banne) verschont bleiben; denn ich will euch gehorsam sein. Wir hörten Euch der Christenheit gebieten, was wir dem Kaiser schuldig wären, als ihr ihm Gottes Segen gabt, daß wir ihn Herr nennen sollten und vor ihm knieten. Auch sollt

\*) dann und wann. \*\*) irgend ein. \*\*\*) irgend wo.

†) So bezeichnet Walthers den geistlichen Stand, ohne die Nebenbezeichnung, die in unserer Zeit dem Worte zuweilen gegeben wird.



Ihr nicht vergessen, Ihr sprachet: „Wer dich segne, sei gesegnet, wer dir fluche, sei verflucht mit voll-wichtigem Fluche!“ Um Gottes willen bedenket Euch dabei, ob Ihr der Pfaffen Ehre nicht schwer schädigt!“ Und weiter:

12,30. „Gott giebt zum Könige, wen er will, das wundert mich nicht; aber wohl wundert uns Laien der Pfaffen Lehre. Was sie uns vor kurzer Zeit lehrten, das wollen sie nun widerrufen. Nun mögen sie uns um Gottes willen erklären, an welcher Lehre wir betrogen seien. Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde!“

Dann gebraucht er das Gleichniß vom Zinsgrofchen, um zu beweisen, daß die Kirche sich nicht die Rechte des Kaisers anmaßen mußte. — Als der gebannte Kaiser im Jahre 1212 nach Deutschland zurückkehrte, begrüßte ihn Walthar so:

11,30. „Herr Kaiser, seid willkommen! Des Königs Name ist Euch benommen, davon strahlt Eure Krone über alle Kronen. Eure Hand ist voll Kraft und Reichthum, so daß sie, wie Ihr wollt, lohnen oder strafen kann. Die Fürsten sind Euch unterthan, sie haben mit Treue Eure Ankunft erwartet, aber namentlich der Weiskener (Markgraf Dietrich von Meissen) ist Euch treu, ein Engel würde eher von Gott abfallen, als er von Euch.“

Aber schon 1213, also kaum ein Jahr später, war dieser Markgraf von Meissen nicht nur von Otto IV. abgefallen, sondern auch ein Hauptbeförderer der Hohenstaufischen Sache geworden.

Im Jahre 1212 hatte Innocenz III. verordnet, daß zu Ostern 1213 in allen Kirchen Opferstöcke aufgestellt würden, um darin Beisteuern zur Wiedererlangung des heiligen Landes zu sammeln. Walthar hatte nicht rechtes Vertrauen darauf, daß das Geld wirklich zu dem angegebenen und nicht vielmehr zu weltlichen Zwecken verwandt werde. Er widmet diesem Kirchenstock zwei Strophen:

34,4. „Ach, wie christlich der Papst nun lachet, wenn er seinen Wälschen sagt, wie er's gemacht habe. Was er da redet, das sollte er lieber nie gedacht haben. Er sagt: Ich habe zwei Deutsche unter eine Krone gebracht, daß sie das Reich stören und verwüsten, während der Zeit fülle ich meine Kassen. Ich habe sie an meinen Stock gefesselt; ihr Gut wird alles mein, ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein. Ihr Pfaffen, esset Hühner und trinket Wein und laßt die Deutschen fasten.“ Und weiter:

34,14. „Herr Stock, hat euch der Papst hergesendet, daß ihr ihn reich macht und uns Deutsche arm? Wenn nun die ganze Masse des Geldes nach dem Lateran kommt, so macht er wieder einen listigen Streich, er sagt uns, wie das Reich verworren sei, bis ihm wiederum alle Kassen gefüllt sind. Ich glaube, des Silbers kommt wenig dem heiligen Lande zu gute, denn großen Reichthum zertheilet selten der Pfaffen Hand. Herr Stock, ihr seid zum Schaden beresandt, daß ihr aus deutschen Leuten sucht Thörinnen und Narren.“

Der Papst geht mit übelem Beispiele voran, die Bischöfe und niederen Geistlichen folgen ihm, was sollen da die armen Laien machen? — so spricht Walthar in folgenden Strophen:

33,11. „Der Stuhl zu Rom ist jetzt erst recht besetzt, wie damals, als ihn der Zauberer Gerbrecht einnahm. (Dieser Papst Sylvester II. (999—1003) galt wegen seiner naturhistorischen und mechanischen Kenntnisse für einen Schwarzkünstler und wurde nach einer von Uhländ erwähnten mittelalterlichen Sage deswegen vom Teufel gebolt, stürzte sich also in's Verderben.) Der gab doch nur sich selbst zu Falle. Jetzt sollten wir zum Himmel um Waffen rufen und Gott fragen, wie lange er schlafen wolle. Sie wirken seinem Werke entgegen und fälschen sein Wort. Sein Kämmerer stiehlt ihm seinen himmlischen Schatz — die Sündenvergebung. Derjenige, der uns mit ihm verfühnen sollte, stiehlt hier und mordet dort.“

In dem folgenden Spruche bedürfen einige Zeilen ihrer Auslegung wegen einer kurzen Besprechung. Es heißt:

33,1. „Ihr Bischöfe und ihr edlen Pfaffen, ihr seid verleitet. Seht, wie euch der Papst mit Teufelsstricken bestricket! Sagt ihr uns, daß er Sanct Petri Schlüssel habe, so sagt, warum er seine

(Petri's) Lehre aus dem Buche schabe. Daß man Gottesgabe jemals kaufe oder verkaufe, das ward uns verboten bei der Taufe. Nun lehret es ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenmoth gab, und aus ihm liest er auch seine Noth. Unser Hochaltar steht unter einer üblen Traufe."

Was ist die Gottesgabe? Sachmann führt zur Erklärung Apostelgeschichte VIII. 20. an: „Petrus aber sprach zu ihm (Simon): „Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meinst, Gottesgabe werde durch Geld erlangt.“ Was aber diese Gottesgabe sei, zeigt Vers 18. und 19.: „Da aber Simon sahe, daß der heilige Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld an und sprach: „Gebt mir auch die Macht, daß, so ich Jemand die Hände auflege, derselbige den heiligen Geist empfab.“ Die Gottesgabe ist also die Macht, die Sünde zu vergeben; der Spruch ist also gegen den Verkauf derselben, gegen die Simonie gerichtet.

Was sind die rör? Sachmann und Wilmanns denken an das Rohr zum Decken der Dächer und übersehen daher die Zeilen:

nū lēr etz in sīn swarzez buoch, daz ime der hellemōr  
hāt gegeben, und ūz im les et sinu rōr:  
ir kardenāle, ir decket iuwern kōr:  
unser alter frōn derst under einer übelen troufe.

„Mag er solche Lehre und Rohr für sein Dach, das ihr ihm liefern sollt, aus seinem Zauberbuche, das ihm der Teufel statt des Weisbuchs gegeben hat, herauslesen: Ihr Cardinäle mögt mit dem deutschen Rohr euren Chor trefflich decken: unser Altar, die deutsche Kirche, ist ohne Schutz unter der Traufe.“ Simrock erklärt rör durch Opferstock, vielleicht weil diese Einrichtung truncus concavus genannt wird, denn näher begründet hat er seine Erklärung nicht. Dann würden die Zeilen, wenn man Simrock's Lesart nū lēr etz in und ūz im liest er annimmt, was man wegen der großen Unsicherheit in der Überlieferung dieser Stelle recht wohl kann, und auch bei den großen Vortheilen, die man durch diese leichte Änderung gewinnt, zu thun befugt ist, — so zu übersehen sein:

„Nun lehrt es (die Simonie) ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Teufel gab; daraus liest er auch seine Opferstöcke: Ihr Cardinäle, ihr decket euren Chor — sorgt für euch: unterdeß steht unser deutscher Hochaltar in einer üblen Traufe“ (d. h. unterdeß verfällt die deutsche Kirche).

Als letzter dieser in Otto's IV. Dienste gegen den Verfall der sittlichen Zucht der Kirche gerichteten Sprüche möge folgender hier angeführt werden:

33.1. „Die Christenheit lebte noch nie (so wie jetzt) auf's Ungewisse: Die sie da lehren sollten, entbehren des guten Sinnes, es wäre zu viel, handelte ein dummer Laie so wie sie. Sie sündigen ohne Furcht, beschwören hast sie Gott. Sie weisen uns zum Himmel und fahren selbst zur Hölle. Sie sprechen, wer ihren Worten folgen wolle und nicht ihren Werken, der würde ohne Zweifel gerettet werden. Die Pfaffen sollten keuscher als die Laien sein: in welchem Buche haben sie das gelesen, daß sich so mancher mit Eifer darauf legt, wie er ein schönes Weib verführe.“

So sprach derselbe Dichter, der das von tiefster Demut und innigster Frömmigkeit dicitete Lied 14.38: Allererst lebe ich mir werde dicitete, der den Besuch des heiligen Landes, um an heiliger Stätte zu beten, für eine Lebensaufgabe hielt. Als der Papst Gregor IX. Kaiser Friedrich II. bei seinem Kreuzzuge bannte, da fastete Waltther den Bann nicht wie eine Kränkung gegen den Kaiser, sondern wie eine Verlehung Gottes und Christi auf, denn er sagt:

10.9. „Räche, Herr, Dich, Deine Mutter (die Jungfrau Maria) und der Jungfrau Sohn, an denen, die Eures Erblandes Feinde sind. An Deiner Rache an ihnen laß nichts nach! Du weißt wohl, daß nicht die Heiden allein Dich beeinträchtigen. Diese sind doch wenigstens offen und ehrlich, jene aber sind viel schlechter, die heimlich gegen Dich handeln und es mit den Heiden halten.“

Am besten und deutlichsten zeigt Waltther seine tiefe Trauer über die Zerrissenheit Deutschlands und über das Unheil, welches die Bürgerkriege über das Vaterland brachten, in zwei Sprüchen:



8,28. „Ich hörte ein Wasser rauschen und sah die Fische schwimmen, ich sah, was auf der Welt war, Feld, Wald, Laub, Rohr und Gras. Was krecht und flucht und das Bein zur Erde beugt, das sah ich alles und sage, keines dieser Geschöpfe lebt ohne Haß. Das Wild und das Gewürme, die streiten starke Stürme, so thun es die Vögel unter sich: nur haben sie alle einen Sinn, sie würden sich für nichts halten, wenn sie nicht strenge Gerichte hielten. Sie wählen Könige und Recht, sie setzen Herren und Knecht. So weh' dir Deutschland, wie steht jetzt deine Ordnung, da nun die Mücke ihren König hat, und deine Ehre also zergeht. Befehre dich, befehre dich: Philippen setze die Krone auf und laß die kleinen Fürsten zurücktreten.“

In dem bei Simrock unmittelbar vorübergehenden Spruche, der aber mit dem angeführten und dem bei Simrock ersten ein Ganzes bildet, heißt es auch 9,24: „als sich die Laien und die Pfaffen zu entzweien begannen, war es eine Noth, größer als irgend eine Noth, Leib und Seele lag da todt.“ Wie entsetzlich aber die Bürgerkriege wirkten, das zeigen die Worte:

21,25. „Nun wachtet! Es naht der Tag, vor welchem wohl Angst haben mag ein jeglicher Christ, Jude und Heide. Wir haben viele Zeichen gesehen, wie sie uns die Schrift mit Wahrheit bekannt gemacht hat. Die Sonne hat ihren Schein verkehret, Untreue den Samen ausgestreut auf alle Wege: Der Vater bei dem Sohne Untreue findet, der Bruder lügt dem Bruder, die Geistlichen in den Stutzen, die uns zum Himmel führen sollten, trügen: Gewalt geht auf, Recht vor Gerichte schwindet. Wohlauf, hier zu viel versäumt.“

Also schlimmer kann es nicht mehr werden, es ist die Sündhaftigkeit bis zum äußersten Punkte geblieben: die Treue und Gerechtigkeit sind verschwunden, selbst die Sonne ist darüber aus ihrer Bahn gewichen. Seine Vaterlandsliebe, seine Werthschätzung Deutschlands aber zeigen die berühmten Worte:

56,30. „Ich habe viele Länder gesehen und nahm der besten gerne wahr: übel möge es mir aber ergehen, könnte ich mein Herz dazu bringen, daß ihm fremde Sitte gefalle. Was würde es mir nützen, wenn ich Falsches behauptete. Deutsche Zucht übertrifft sie alle.“ 57,7. „Deutsche Männer sind wohlgezogen, recht wie Engel sind die Frauen, wer die schilt, der ist bethört: ich kann es nicht anders verstehen. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der muß kommen in unser Land, da giebt es viel Wonne darin, lange möge ich leben darin.“

Es war natürlich, daß ein Dichter, der so lähn sprach, Feinde und Freunde hatte; sein Feind war ein wälscher Dichter, Thomasin v. Cerclaire, der Verfasser des „wälschen Gast.“ \*) Walther's Gedichte über den Dpfersock gaben Thomasin Veranlassung zu folgenden Worten (bei Lachmann p. 160, B. 50 ff.):

„Dem Dichter mag es auch nicht geziemen, wenn er lügen will: denn beide, er und der Prediger, sollen die Wahrheit verkünden. Ein Mann kann der Christenheit mit einem Worte mehr Schaden zufügen, als er ihr jemals vorher nützte. Ich glaube, sein Gesang kann Gott nicht gefallen, wenn ihm eins mißfallen muß. Er hat Tausende bethört, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhörten. Er hat in manchem seiner Gedichte Zucht und Sinn gezeigt, deshalb verursacht es mir noch mehr Schmerz; denn spricht ein Mann Unrechtes, der sich selbst nicht recht verstehen kann, so beachtet man es wenig: anders geschieht es bei dem weisen Mann, was der spricht, beachtet man wohl, deswegen soll er sich sorglich hüten, daß man von ihm nicht sage, er habe den Verstand verloren.“

\*) Eine ausführlichere Schrift mit einer vorzüglichen Darstellung seines Lebenslaufes und seiner Werke hat G. Oswald, London 1859, unter dem Titel: Early German courtesey-books - an account of the italian guest by Thomasin von Cerclaria herausgegeben. Es liefert diese Schrift einen werthvollen Beitrag zur Geschichte seiner Zeit und ist geeignet, in die Werke Thomasin's einzuführen. Kürzer sind behandelt der „Winsbecke“ und die „Winsbeckin“, so wie endlich der deutsche „Cato.“ Aus allen diesen Schriften wurden größere und kleinere Abschnitte in's Englische übersetzt und bei einigen derselben der deutsche Text beigefügt. Es soll durch diese Schriften den Engländern die erste classische Periode unserer Litteratur erschlossen werden.

Reider hatte Walther an den Höfen zu Wien und Kärnten mehr als genug, sie wußten seine Wiederaufnahme in Wien zu hintertreiben und bebielten in Kärnten die für ihn bestimmten Geschenke des Fürsten zurück.

Seine Freunde waren mächtige Fürsten, die ihn mit größeren und kleineren Geschenken an Geld, Kleidern und Edelsteinen belohnten und ihm am Hofe Aufnahme gönnten. Walther war sich seines Wertes wohl bewußt, deshalb bittet er auch sehr bestimmt, da man ihn bei reicher Kunst doch nicht verarmen lassen könne. Kaiser Friedrich II. gab ihm endlich ein Reichslehen, und rührend ist der Ausdruck der Freude in dem Gedichte 28,31: Ich hân mîn lēhen, al die werlt, ich hân mîn lēhen. . . Wo das Lehen lag, ist nicht gesagt, doch ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß es in der Nähe von Würzburg lag; findet sich doch in Würzburg selbst ein „Vogelweidehof“, und liegt Walther doch in Würzburg begraben. Daß das Lehen unbedeutend und zu gering zum Unterhalt gewesen sei, läßt sich aus dem Gedichte 27,7: Der künec, mîn hërre, lēch mir gelt ze drizec marken . . ., ohne daß man etwas hineininterpretirt, nicht erweisen.

Den Spruch 101,23: Selwachsen kint, dû bist ze krump . . . deuten die Ausleger und Herausgeber sehr verschieden. Die einen betrachten ihn wie einen Absagebrief an Philipp von Schwaben, die andern betrachten ihn wie eine Kündigung der Erziehertelle bei Heinrich VII., dem Sohne Friedrich's II. Der Eindruck, den das Gedicht auf den unbefangenen Leser macht, ist aber zunächst der, daß es nicht an einen dreißigjährigen Mann, sondern an einen heranwachsenden Knaben gerichtet ist. Denn die Worte 101,23:

Selwachsen kint, dû bist ze krump:  
sit nieman dich gerihten mac  
(dû bist dem besmen leider alze gröz,  
den swerten alze kleine),  
nû slâf unde habe gemach.

„Wildaufgewachsener Knabe, du bist zu frumm (unbiegsam), so daß dich Niemand geradebiegen (lenken) kann; du bist für die Ruthe leider allzu groß, dem Schwerte zu klein, schlaf und mache es dir bequem (und habe Ruhe) — kann man nur durch das Hineinlegen weitabliegender Gedanken auf Philipp's Sparsamkeit oder Feigheit deuten.

Wilmanns sagt in der Einleitung zu seiner Ausgabe p. 12: „Walther scheint in der Verschleuderung der Reichsgüter das einzige Mittel gesehen zu haben, durch das Philipp sich auf dem Throne halten konnte. Er mahnt zur Freigebigkeit, erst in milden Worten 19,17: Philipptes künec, die nâhe spehenden zihent dich . . ., dann in befehlender, sehr wenig ehrerbietiger Sprache 17,11: Wir suln den kochen râthen. . . . Philipp zog nach Thüringen, um es sich zu unterwerfen, wurde aber in Erfurt eingeschlossen und entkam nur durch die Flucht. Sein Heer zerstreute sich, und die Böhmen hausten auf das gräulichste in den östlichen Marken; 16 Klöster und 350 Dörfer wurden geplündert und zerstört. . . . Da sagt sich auch Walther, unter dessen Augen diese Ereignisse vor sich gegangen waren, von Philipp los. . . . Je größer die Liebe . . . gewesen war, mit der er früher am Könige gehangen hatte, um so größer war jetzt sein Haß, als er floh und das Land preisgab. In wildem Unmuthen wendet er sich gegen das selwachsen kint . . .“

Aber wie durfte Walther von seinem Gönner, für den er selbst gesprochen hatte, jetzt so sprechen, und wenn er sich von Philipp lossagen wollte, weshalb that er es denn so versteckt, hätte er ihn nicht deutlicher der Feigheit beschuldigen müssen? Zu alle dem war Philipp um das Jahr 1203 fast dreißig Jahre alt, konnte er also noch mit „kint“ angeredet werden, derselbe Mann, den Walther den „iungen suezen man“ nannte? — Von Geiz aber auf der Seite Philipp's oder von Mißstimmung über nicht empfangene Belohnungen auf Seiten Walther's ist in dem Gedichte nichts gesagt, oder aber es ist so gesagt, daß es schwerlich die Zeitgenossen hätten entdecken können.



Wir wissen nun aber, daß Walther mit Engelbert v. Berg, dem Erzbischof von Cöln (ermordet am 7. November 1225), eng befreundet war, und daß diesem geistlichen Würdenträger die Erziehung Heinrich's VII. von Friedrich II. übertragen wurde. Es ist ferner bekannt, daß Heinrich VII. schon früh sehr häßliche Seiten in seinem Charakter zeigte und schon sehr früh selbständig wurde. Bei diesen weniger weitberühmten Voraussetzungen ist es leicht anzunehmen, daß Walther dieses Gedicht verfaßte, um den kaiserlichen Prinzen zu strafen; denn er fährt fort:

ich hân mich selben des ze tump,  
 daz ich dich ie sô hêhe wac.  
 ich bare din ungefûege in friundes schôz,  
 min leit bant ich ze beine,  
 minen rugge ich nâch dir brach.  
 nû si din schoole meisterlôs an miner stat: ich kan dir niht.  
 kan ez ein ander, deis mir liep, swaz liebes dir dâ von geschihht.  
 doch weiz ich wol, swâ sin gewalt ein ende hât,  
 dâ stêt sin kunst nâch sünden âne dach.

„Ich halte mich selbst für zu dumm, daß ich dich jemals so hochschätzte. Ich barg deine Unarten (ungefüge) in Freundes Schoße, meinen Kummer achtete ich gering (min leit bant ich/ze beine), mein Rücken brach fast unter der aufgelegten Last (minen rugge ich nâch dir brach). Nun steht deine Schule meisterlos an meiner Stelle: ich kann dir nicht helfen, kann es ein anderer besser, mir ist's lieb, was dir Angenehmes daraus erwächst. Doch weiß ich wohl, daß, wo seine Gewalt die Grenze hat, daß da seine Kunst deinen Sünden nach nichts erreichen kann.“

So wie Walther in diesen Zeilen spricht, kann Jemand, der seine Arbeit, seine Mühe bei der Erziehung eines Knaben verloren sieht, wohl sprechen; diese Worte sind dictirt von dem Unmuthe, welchen die Unlenksamkeit eines Zöglings bei einem Lehrer zu erzeugen wohl fähig sein mag. Wie nahe er aber dem Prinzen stand, oder gar wie lange, oder wann er sein Erzieher war, wird sich schwerlich bestimmen lassen. So viel ist wahrscheinlich, daß er sich bei der Erziehung betheiligte, wie er andererseits sich auch beim Erzbischof Engelbert darüber Rath erholte, wie er wohl am wirksamsten für den Kreuzzug Friedrich's II. eintreten könne. Dieses ist, wie schon Wilmanns und nach ihm Simrock richtig bemerkten, die wahrscheinlichste Auslegung des Spruches 84,22: Ich drabe dâ her vil rehte drier slachte sanc. . .

Es sprechen diese Strophen also für den regen Verkehr, den diese beiden Männer mit einander hatten. Diese nahe Beziehung beider Männer macht es denn wohl wahrscheinlich, daß auch Walther vom Erzbischof zur Hülfe gerufen wurde in solchen twerhen dingen, wie die Erziehung dieses Prinzen war.

Mehr von den Gedichten zu besprechen, namentlich aber den Beweis für das oben geschilderte Wanderleben, verbietet der für diese Arbeit festgesetzte Raum

Es bleibt nur noch einiges über die Sprache in den Gedichten zu bemerken. Sie ist die Sprache, die, vom Hohenstauffischen Hofe ausgehend, sich bei den Franken, den Thüringern, den Hessen, den Baiern und den Osterreichern Eingang verschafft hatte, — die mittelhochdeutsche. Walther's Sprachbau ist in der Regel klar und nur selten verwickelt. Seltene oder dunkle Worte vermeidet Walther, so wie er nur selten Neubildungen anwendet; deshalb sind seine Gedichte, wenn erst ihre Beziehung festgestellt ist, auch verhältnismäßig leicht zu verstehen.

Über die metrische Form der Gedichte Walther's hat Wilmanns in der Einleitung zu seiner Ausgabe Walther's ausführlich gesprochen, so daß mit Rücksicht darauf und auf das, was Pfeiffer und Simrock an derselben Stelle ihrer Ausgaben über diesen Punkt gesagt haben, nicht viel zu erwähnen ist.

Jedes mittelhochdeutsche Gedicht hatte außer seinem Ton (Maß) auch seine Weise (Melodie). Beide waren zu jedem Gedichte neu zu erfinden und ein durch die Sitte geschütztes Eigentum des Dichters; denn wer sich ohne genügende Begründung entweder des Maßes oder der Melodie eines andern Dichters bediente, hieß *dawediep* und setzte sich dadurch dem herbsten Spotte aus, wie dies von Reinmar v. Zweter

in Wackernagel's Lesebuch I. p. 927, V. Aufl., in einem Gedichte des Marner zu finden ist. Ein Gedicht aus mehreren Strophen bildet ein Lied; doch ist zu bemerken, daß die mittelhochdeutschen Dichter mit *liet* nur eine Strophe bezeichnen. Diese mehrstrophigen, oft dreistrophigen Gedichte waren zum Ausbruch der lyrischen Empfindungen geeigneter als der einstrophige Spruch, der sich zu reflectirenden oder didactischen Gedichten besser anwenden läßt und deshalb mit dem Sonett verglichen wird.

Deselben Verhältnisses und derselben Melodie in verschiedenen Gedichten sich zu bedienen, war nur unter bestimmten Verhältnissen gestattet: wenn entweder mehrere Gedichte sich auf denselben Gegenstand bezogen, oder wenn ein Dichter von einem andern geehrt oder auch verspottet oder sonst angegriffen werden sollte. Ein mehrstrophiges Gedicht mußte in einem neuen Maße, das sich sehr wenig von früheren zu unterscheiden brauchte, und in einer neuen Melodie verfaßt werden. Die Melodien der Lieder Walthers sind gänzlich verloren, und so mögen Lieder, die zuweilen metrisch fast gleich sind, melodisch sehr verschieden gewesen sein.

In jeder Strophe eines Liedes, — bei Sprüchen weniger consequent — ist das Princip der Dreitheilung in Stollen, Gegenstollen und Abgesang durchgeführt, und nur sehr selten fehlt einer dieser Theile; nicht immer ist ihre Reihenfolge die angegebene, und nicht immer sind sie leicht zu begrenzen.

Die mittelhochdeutschen Dichter haben eine große Zahl von Benennungen für Formen, über deren Bedeutungen man noch nicht völlige Klarheit zu erlangen fähig ist. Merkwürdig ist hierfür ein an Leutolt v. Seben gerichteter und in Walthers Tone abgefaßter Spruch, in welchem folgende Liedarten unterschieden werden:

Tageliet, klageliet, hügeliet, lügeliet, tanzliet, leich er kan  
er singet kriuzliet, twingliet, schimpfliet, lobeliet, rügeliet als ein man  
der mit werder kunst den liuten kuerzet langez jâr.

Zu diesen Liedarten gesellen sich noch die Leiche, Reiben und Tanzweisen, deren Unterscheidung schwierig ist; bei diesen dreien überwog jedoch das musikalische Element.

Walthers vermied übertriebene Künsteleien in Reimen fast eben so sorgfältig, wie die immer mehr eindringenden Fremdwörter. Merkwürdig ist die Künstelei in dem Gedichte 75,25: *Diu welt was gelf, rôt unde blâ (blau)*. . . . In diesem reimen nämlich im ersten Verse sieben Zeilen auf *a*, im zweiten eben so viele auf *o*, im dritten die gleiche Zahl auf *i*, im vierten auf *o* und im fünften auf *u*; außer diesem offenbaren Vocalspiele hat sich Walthers noch ein Mal, aber weniger offenbar, dieser Form bedient und zwar in dem Gedichte 94,11: *Dô der sumer komen was*. . . . Wunderlich und vielleicht einzig ist der Ton 87,1:

Nieman kan mit gerten  
kundes zuht beherten: (mit Härte erzwingen)  
den man zêren bringen mac,  
dem ist ein wort als ein slac.  
dem ist ein wort als ein slac,  
den man zêren bringen mac:  
kundes zuht beherten  
nieman kan mit gerten.

Einmal verband Walthers auch vier Strophen durch Körner, d. h. er ließ einmal eine bestimmte Zeile der ersten Strophe mit der entsprechenden in der zweiten, dritten und vierten reimen; es findet sich dieser künstliche Bau in dem Tone 119,17: *Got gebe ir iemer guoten tac*. . . , und die je siebenten Zeilen sind die reimenden. Ob aber die beiden ersten Strophen Walthers abzuerkennen sind oder nicht, wird sich nicht leicht entscheiden lassen.

Ob sich Walthers des Schlagreimes oder auch des rührenden Reimes bediente, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden, weil die beiden Gedichte, welche diese beiden Reimarten enthalten, ihm von einigen Herausgebern abgesprochen werden.



Ulrich v. Sichtenstein reitet auf seinem abenteuerlichen Zuge einst tief betrübt über den Verlust der Gunst seines Herrn seines Weges, da singt einer seiner Knappen das Lied Walther's: Ir sult sprechen willekomen . . . , und das allerdings wunderschöne Loblied auf die deutschen Frauen richtet den trauernden Ritter wieder auf. Das erzählt Ulrich selbst, jedoch ohne Walther's Namen zu nennen.

Am kürzesten und bündigsten hat Hugo v. Trimberg im Renner 1218 Walther verherrlicht, er sagt:  
 her Walther von der Vogelweide  
 swer des vergæze der tæet mir leide.

Inniger ist aber der Nachruf, welchen Ulrich v. Sigenberg, Truchsez von St. Gallen, seinem Lehrer widmet 108,6: Uns ist unsers sanges meister an die vart . . . Unser Dichter wurde schon bei Lebzeiten nicht bloß von Kaisern und anderen Fürsten, sondern auch von seinen Kunst- und Standesgenossen hochgeschätzt: sein Zeitgenosse Gottfried v. Straßburg beklagt seinen Tod in den herzlichsten Worten (Tristan: 4790—4810).

An Walther's Richtung in der Poesie schlossen sich Ulrich v. Sigenberg, Teutolt v. Seven und auch Reinmar v. Zweter, so wie der Marner enger an, später traten andere Dichter in den Vordergrund, bis zuletzt nur noch sein Name fortlebte. Bodmer gab zuerst aus der pariser Handschrift die Minnesänger heraus \*) und zog dabei Walther wieder an's Licht. Gleim's Gedichte „Über Walther von der Vogelweide“, Halberstadt 1774, und Tieck's „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“, Berlin 1803, erhielten zwar das Andenken an den Dichter wach, vermochten es aber nicht, ihm weitere Kreise zu erschließen, bis es Uhland in seiner mit inniger Liebe und tiefem Gefühle geschriebenen Lebensbeschreibung des Dichters („Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter“, Stuttgart und Tübingen 1822) gelang, für Walther die Herzen der Gebildeten von neuem zu gewinnen. Uhland, gewissermaßen ein Gesinnungsgenosse Walther's, verstand seinen Kunstgenossen besser als manche Ausleger, deshalb sind seine Winke und Erklärungen stets beachtenswerth. Seit dieser Schrift folgen sich rasch die Ausgaben.

Die erste kritische Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide besorgte 1827 Lachmann, unterstützt von J. und W. Grimm, Uhland und Benecke, die, wie er in der Vorrede selbst dankend anerkennt, weder Mühe noch Zeit sparten und alles, was irgendwie nützlich scheinen konnte, Abschriften, Nachweisungen und Selbsterforschtes, ohne Rückhalt beisteuerten. Dem vereinten Fleiße und der vereinigten Tüchtigkeit dieser Männer ist es auch gelungen, eine Ausgabe zu schaffen, die für jeden, welcher sich ernsthaft mit diesem Dichter beschäftigen will, die Grundlage bilden muß. Die Ausgabe Lachmann's, — sie ist Ludwig Uhland zum Danke für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung gewidmet, — liegt jetzt in der vierten, von dem leider der Wissenschaft so plötzlich entzogenen M. Haupt besorgten und auch von ihm mit Zusätzen versehenen Auflage von 1864 vor. Walther's Gedichte sind darin nach den Tönen geordnet und in vier Bücher getheilt. Das erste Buch enthält meist politische, religiöse und moralische Gedichte, das zweite und dritte Buch mehr lyrische Lieder, und im vierten Buche sind diejenigen Strophen zusammengestellt, bei welchen die handschriftliche Überlieferung am unsichersten ist, so daß Lachmann seine Einleitung zu den Anmerkungen zu den Gedichten dieses Buches mit den Worten beginnt: „Daß nur eine Strophe dieses Buches von Walther sei, ist wenigstens äußerlich nicht zu erweisen.“ Und in der That ist es nicht so einfach zu erkennen, ob ein Gedicht Walther zu- oder abzusprechen sei. Daß uns seine Gedichte nicht vollständig vorliegen, zeigt schon der Umstand, daß ein von Wolfram v. Eschenbach erwähntes Gedicht: Guoten tac boes unde guot . . . noch nicht aufgefunden ist. Von den Sammlern der Handschriften wurde aber auf der andern Seite Walther Gedichte zugeschrieben, die nachweisbar einen andern Urheber haben, und diese Fälschungen gehen schon bis in das Ende des 13ten Jahrhunderts zurück, denn schon aus dieser Zeit, also kaum einem Menschenalter nach Walther's Tode, liegen mehrere Handschriften vor.

\*) „Proben der alten schwäbischen Poesie“, Zürich 1748, und „Sammlung von Minnesängern aus dem schwäbischen Zeitalter“, Zürich 1758—1759.

Außer dem Texte enthält die Ausgabe Lachmann's noch eine kritische Einleitung mit Angabe des handschriftlichen Apparats und am Schlusse in den Anmerkungen die verschiedenen Lesarten jeder Strophe mit einigen kurzen metrischen und erklärenden Anmerkungen der genannten Männer. Am Schlusse der Ausgabe von Lachmann-Haupt befindet sich eine Vergleichung der Bodmer'schen Seitenzahlen mit denen der von diesen Männern besorgten Ausgabe, dann ein nach den Schlussreimen geordnetes Verzeichniß der Strophenanfänge, in welchen die voranstehende Zahl auf die Seitenzahl in v. d. Hagen's Minnefängern weist. Eine ebenfalls wesentlich kritische Ausgabe ist die von W. Wackernagel und Max Rieger 1862 besorgte: „Walthar von der Vogelweide nebst Ulrich v. Singenberg und Leutolt v. Seven.“ „Sie macht nicht den Anspruch“, so sagt die Vorrede, „an der Stelle der glänzenden kritischen Leistung, durch welche Lachmann der Nation einen ihrer edelsten Dichter wieder geschenkt hat, einen neuen Bau zu errichten, sondern sie will Lachmann's Werk weiter führen; sie hofft einen Theil dessen zu erlebigen, was er zu thun übrig gelassen hat, und so manchen Mißgriff gut zu machen.“ Zunächst wird der in den Handschriften ungeordnet vorliegenden Masse eine gewisse Ordnung dadurch gegeben, daß die Gedichte in zwei große Gruppen: „Welt und Leben“ und „Minne“ getheilt werden. Die Gedichte des ersten Theiles werden dann nach dem in der 47 Seiten langen Vorrede näher begründeten Principe und dem darin entwickelten Lebenslaufe Walthar's geordnet; die Gedichte der zweiten Abtheilung folgen sich in einer mehr willkürlichen Reihenfolge, jedoch sind die Gedichte der niederen Minne vorangestellt, und ist darauf geachtet worden, daß die Töne nicht zerrissen wurden. In einer dritten Abtheilung ist „Zweifelhaftes und Unehmes“ zusammengestellt, und in der vierten folgen die Gedichte Ulrich's v. Singenberg, des Truchseß von St. Gallen, und die Leutolt's v. Seven: einige Gedichte, die Lachmann noch Walthar zuschrieb, finden sich in dieser Ausgabe unter dem Namen dieser Dichter, welche Walthar sehr nahe standen. Auch dieser Ausgabe ist ein nach den Strophenanfängen geordnetes Inhaltsverzeichnis beigegeben.

Eine ganz andere Aufgabe stellte sich, einer anderen Eintheilung folgte Pfeiffer in seiner jetzt schon in der vierten Auflage, — erst 1864 erschien die erste, — vorliegenden Ausgabe der Gedichte Walthar's. Die Aufgabe, welche sich Pfeiffer stellte, war offenbar die, dem Dichter auch das größere Publikum zu gewinnen. Deshalb gab er den Gedichten erklärende Anmerkungen bei, so daß auch ein des Mittelhochdeutschen nicht allzukundiger die Gedichte Walthar's in der Ursprache lesen kann. Die sprachlichen Schwierigkeiten werden geebnet, und so Walthar dem allgemeinen Verständnisse zugänglich gemacht; die zahlreichen Auflagen zeigen, daß das Unternehmen nicht erfolglos war. Vorangeschickt ist eine Einleitung, welche erstlich eine Würdigung und Lebensbeschreibung des Dichters und zweitens eine kurze Einführung in die mittelhochdeutsche Sprache und Metrik und auch speciell in die Walthar's enthält. Pfeiffer theilte die Gedichte nach den drei Hauptformen derselben in Lieder, einen Leich und Sprüche ein; natürlich fielen diese einzelnen Theile sehr ungleich aus, und war es auch nicht immer zu entscheiden, ob mehrere oder auch wie viele Strophen ein und desselben Tones zu einem Liede, wie wir es nennen, zusammen zu fassen waren. Ferner verfab er die einzelnen Lieder und Sprüche mit Überschriften, die er dem Inhalte entlehnte. Hierin verfab er ebenso wie Wilmanns und Simrock, und so ist es gekommen, daß, weil alle drei selbständig verfabren, dasselbe Gedicht bei einem jeden eine andere Überschrift trägt; nur bei sehr wenigen stimmen je zwei Herausgeber in dieser Außerlichkeit überein, alle drei aber fast bei keiner Strophe.

Wilmanns veröffentlichte in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, neue Folge, Band I. p. 217 bis 288, vier zusammengehörige Abhandlungen zu Walthar von der Vogelweide: 1) Über das gegenseitige Verhältniß der Handschriften, 2) Über die Bildung größerer Liederansammlungen, 3) Über die abweichende Strophenfolge in den Liedern Walthar's, 4) Zur Chronologie der Gedichte Walthar's von der Vogelweide, und gab dann die Gedichte Walthar's 1869 zum ersten Male heraus. In dieser Ausgabe sind die Gedichte nach Tönen, — Wilmanns unterscheidet 95 Töne, — und diese Töne selbst wiederum nach den in den erwähnten Abhandlungen gewonnenen Resultaten über die wahrscheinlichen Lebensverhältnisse des Dichters geordnet. Vorangeschickt ist der Ausgabe eine 112 Seiten lange Einlei-



tung, welche einen Lebenslauf des Dichters, eine Abhandlung über „Walthers Kunst“ und dann noch eine Abtheilung „kritische Bemerkungen“ enthält. Die Gedichte sind mit erklärenden, grammatischen und auch metrischen Anmerkungen und, wie schon erwähnt, mit Überschriften und kurzen Einleitungen versehen. Zum Schluß finden sich in einem Anhange die für unecht erkannten, aber in einigen Handschriften Walthers zugeschriebenen Gedichte zusammengestellt; ein Register zu den Einleitungen und Anmerkungen erleichtert die Auffindung grammatischer, metrischer, kritischer und ähnlicher Bemerkungen.

Simrock gab Walthers von der Vogelweide im Jahre 1870 heraus; vorangeschickt ist eine 25 Seiten lange Einleitung, welche metrische Bemerkungen und eine kurze Übersicht enthält. Ausgezeichnet ist diese Ausgabe dadurch, daß die einzelnen Spruchstöße, welche bestimmten Fürsten geweiht sind, nach diesen benannt sind. Es giebt also 1) einen Wiener Hofstön, 2) einen ersten Philippstön, 3) einen zweiten Philippstön, 4) einen ersten Ottentön, 5) einen zweiten Ottentön, 6) einen Friedrichstön, 7) einen Kaiser Friedrichstön. Jedem einzelnen Gedichte ist eine kurze Einleitung vorangeschickt, welche die Beziehung desselben klarstellt und ganz kurze metrische Bemerkungen enthält. Dieselbe Anordnung der Gedichte hat Simrock auch in seiner fünften Ausgabe der Übersetzung von Walthers Gedichten beibehalten; in den vier älteren Ausgaben befolgte er eine Eintheilung der Gedichte, die von allen übrigen abwich: er theilte sie ihrem Inhalte nach in Frauendienst, Gottesdienst, Herrendienst. Diese Eintheilung war aber nicht sehr empfehlenswerth, weil manche Gedichte sich durchaus nicht in eine dieser drei Abtheilungen fügen wollten, und zu dem die einzelnen Abtheilungen sehr ungleich ausfielen.

Außer der erwähnten Lebensbeschreibung giebt es noch eine kurze Abhandlung zur Lebensgeschichte Walthers von Daffis, die über einige Punkte viel Licht verbreitet. Um mehr als zehn Mal umfangreicher ist das Werk R. Menzel's: „Das Leben Walthers von der Vogelweide“, Leipzig 1865, jedoch bringt es verhältnismäßig wenig Neues, auch geht es zuweilen auf das Ziel los, Walthers in allen seinen Lebenslagen als charakterfesten und politisch gesinnungstüchtigen Mann nach unseren Vorstellungen darzustellen, und dadurch wird zuweilen einzelnen Personen, wie dem Kaiser Otto IV., Unrecht gethan.

Eine sehr sorgfältige Arbeit ist das „Glossarium zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide“, nebst einem Reimerzeichnisse von A. Hornig, Quedlinburg 1844. Dieses Werk enthält zum Schluß ein vollständiges Verzeichniß aller Reime Walthers; es ist jedoch nur nach der 1827 erfolgten ersten Auflage der Ausgabe von Bachmann gearbeitet, und so konnten die Resultate der neueren Forscher nicht berücksichtigt werden.

Eine Auswahl der Gedichte Walthers veranstaltete mit einem sachlichen und grammatischen Commentar Schulz; auch Richter gab in „Deutsche Dichter des Mittelalters im Kampfe für den Kaiser wider den Papst“, Eisleben 1873, einzelne Gedichte heraus. Endlich hat Leibing 1871 im „Deutschen Frühling“ Walthers in metrischer Beziehung nachgeahmt und so gezeigt, daß Walthers Formen auch auf den modernsten Stoff anwendbar sind. Diese Werke und Schriften haben dem Verfasser vorgelegen; andere finden sich aufgeführt Band I. p. 223 der fünften von Bartsch besorgten Auflage von Koberstein's „Grundriß der deutschen Nationalliteratur.“

In diesem Werke wird auf pag. 214 die Ausdehnung der Grenzen von Walthers Kunst angegeben und dem Dichter ein bedeutendes Lob ertheilt. Es heißt an der angeführten Stelle: „Am weitesten hat noch Walthers von der Vogelweide die Grenzen seiner Kunst ausgedehnt, der überhaupt der reichste und tiefste unter allen Lyrikern dieses Zeitraums (des 13ten Jahrhunderts) ist. Ihm haben die Liebe, die Religion, die großen öffentlichen Verhältnisse der Zeit, Ereignisse des Tages, die sein Gemüth mehr oder weniger unmittelbar berührten, die Verbindung, in welcher er mit den Oberhäuptern und den Großen des Reiches stand, sein Bestreben, die Zeitgenossen von dem Verkehrten und Schlechten abzuhalten und zum Rechten, Guten und Ehrenvollen hinzuleiten, in früherer Zeit seine Freude an vaterländischer Zucht und Sitte, in späterer seine Trauer über deren Verfall, sein Schmerz über das Verschwinden deutscher Größe und Herrlichkeit, sein Zorn über die Anmaßung der Hierarchie — den Stoff zu den Gedichten von dem verschiedensten Charakter und den mannigfaltigsten Formen gegeben.“